Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 6. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und J. Schmeidler (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Landbriefträger, sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen. (Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 2. Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin 11. Januar 1902 Bremen.

Inhalt: Ist es wahr, daß, was Menschen böse gedacht, Gott wieder gut macht? Von Rud. Gsell †. — Das Zeitgeschichtliche an der Person Jesu. I. Von Eduard Grimm. — Die Kaiserrede in Gotha. Von S. — Gerhard Uhlhorn, der Abt von Loccum. Von O. Beeck. — Auf „Los von Rom"-Spuren durch Nordösterreich. II. Von F. Gmelin. — Umschau. — Kirchliche Nachrichten. — Briefkasten. — Anzeigen.
Feuilleton: Ein indisches Gleichnis. Von R. E.

Ist es wahr, daß, was Menschen böse gedacht, Gott wieder gut macht?

1. Moses 50, 20. „Ihr zwar gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht."

Offenbar fällt für richtige Beantwortung der Frage einiges gar sehr in Betracht:

Erstens einmal, was man unter dem „gut gemacht" und „gut werden" versteht, ob bloß äußerliches Glück, Reichtum, Stellung, Carriere, Sieg über die Feinde, oder vor allem das, was jedes Unglück und jede Heimsuchung für unser Inneres zur Folge haben kann: Tröstung, Stärkung, Befestigung. In der Annahme des ersteren würde sich mancher bitter täuschen; darum die stete Klage über die Weltordnung, die keine göttliche und gerechte sei. Das andere allein entspricht dem Wort, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge", auch Feindschaft, Bosheit, Neid und Haß der Menschen, „zum Besten dienen". „Alle Trübsal, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Leid; hernach aber wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die sich darin üben lassen."

Es wird ferner darauf ankommen, ob man es gut werden und gut machen lassen **will**. Es giebt Querulanten, Klageseelen, Menschen, die fast unerträglich und ungenießbar sind. Es ist ihnen vielleicht ein geringes Unrecht widerfahren. Aber nun können sie das nicht überwinden, kommen immer wieder darauf zurück, sinnen und grübeln ohne Unterlaß darüber nach, laufen mit ihren Klagen von Pontius zu Pilatus, denken nur an Rache und erwarten von Gott Wunder der Gerechtigkeit, ob auch die Welt darüber zu Grunde gehen müßte. Es giebt andere, welche einmal einfach einen Strich unter die Rechnung machen, die Sache nehmen, wie sie ist, ihr thatkräftig eine gute Seite abzugewinnen suchen, sie sogar mit Humor zu decken wissen und weiter wandern. Es ist keine Frage, für welche am ehesten alles wieder gut wird.

Manchmal läßt das Gute auch auf sich warten, kommt spät, ist lange eingewickelt in allerlei unscheinbare und ungenießbare Hüllen, wie die Saat, die das nährende Brodt trägt, im Schoß der Erde ruht, ehe sie aufgeht und dann den Landmann noch lange warten läßt. Wehe dem Kindischen und Thörichten, der an den Keimblättchen zupft, um Wachstum und Reife zu befördern! Den Segen trägt nur der Geduldige davon. „Mit Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein!" Die Thatsache, daß das Gute und Beste nur langsam wächst und zur Entfaltung kommt, hebt die Wahrheit der biblischen Behauptung nicht auf, höchstens für den selbstsüchtigen und rachsüchtigen Sinn.

Und endlich können wir uns thatsächlich nicht alles erklären. Wehe dem „Frommen", dem alles so sonnenhell und sternenklar wäre! Wer wagt es, den Armen, die um Hab und Gut gebracht worden, wer den unglücklichen Buren zu sagen: „Wir brauchen euch nicht zu trösten und zu helfen, Gott macht es schon wieder gut!" Nein, die Bosheit und Schlechtigkeit in der Welt müssen wir sehen und als solche anerkennen, und dürfen nicht, weil jedes Gift auch eine Heilkraft enthält, sagen: „Schaut, das ist eitel Vorteil, Glück und Wonne!" Es giebt nun einmal Rätsel und Geheimnisse genug. Aber das einfache Beispiel Jesu ist uns auch wieder Sporn und Ermunterung, uns im Glauben nicht irre machen zu lassen und auch andere in ihrem Glauben zu bestärken und aufzurichten, daß doch alles irgendwie, irgendwann, für etwas und für jemanden gut ist, und wir als Christen wollen ja nicht an uns, sondern gern an andere denken. Nicht wahr, das thun wir ja alle, sind zufrieden und dankbar und getrost, wenn unser Leid andern zur Quelle des Segens wird? Ja, ja, wir sind alle gute Christen!

Zürich. Rud. Gsell †.

Das Zeitgeschichtliche an der Person Jesu.

I.

Es hat Zeiten gegeben, wo man die Gestalten der biblischen Geschichte in derselben Gewandung darzustellen pflegte, die man an den eigenen Zeitgenossen zu sehen gewohnt war. Uns erscheint das seltsam, denn es widerspricht jeder geschichtlichen Auffassung. Aber es drückt sich darin ein gesunder Gedanke aus, daß nämlich jene Gestalten nicht bloß der fernen Vergangenheit angehören, sondern auch unter uns noch mit ihrem Beispiele lebendig sind. Uns heutigen Menschen geht die geschichtliche Treue über alles, und mit Recht. Aber man kann dennoch im Zweifel sein, ob wir jemals von jenem Verfahren ganz loskommen werden.

Besonders schwer wird es uns, der Person Jesu gegenüber mit der geschichtlichen Auffassung ernst zu machen. Ein Gemüt, das von seiner Persönlichkeit tief ergriffen worden ist, mag nicht darauf verzichten, sich mit Hilfe der Phantasie ein Bild von ihm zu entwerfen, ein Bild nicht nur seiner Gestalt, sondern auch möglichst seines inneren Wesens, und wie sich im Laufe der Zeiten für sein Äußeres ein gewisses Idealbild eingebürgert hat, das doch mit der Geschichte nichts zu thun hat, so möchte

man auch sein geistiges Wesen hinausheben über alles Zufällige und Zeitlichbeschränkte, um ihn nach jeder Seite hin, auch in allen seinen Vorstellungen und Empfindungen, zum ewig giltigen Muster für alle Menschen zu machen. Ich rede nicht von denen, die an seine Gottheit glauben, sondern von solchen, die sein volles und echtes Menschentum nachdrücklich betonen. Sie kommen doch leicht in Gefahr, die Grenzen des echt Menschlichen außer acht zu lassen. Was heißt das: Jesus war ein Mensch?

Wir müssen eine Mißdeutung abwehren. Er war ein Mensch heißt noch lange nicht: er war ein gewöhnlicher Mensch; zwischen Mensch und Mensch ist ein himmelweiter Unterschied. Wenn wir alle Menschen sind, so heißt das doch nicht gleich, daß wir alle durch die Bank kleine gemeine jämmerliche Menschen sind. Innerhalb des Menschlichen ist die tiefste Erniedrigung, aber auch die höchste Erhebung möglich. Mit dem Ausdruck: er war ein Mensch, wollen wir nur ausdrücken, daß auch die gewaltigste Persönlichkeit mit der Urfülle schöpferischer Kräfte doch an gewisse räumliche und zeitliche Schranken gebunden ist, wie sie nun einmal dem menschlichen Wesen gesetzt sind.

Welches sind diese Schranken? Man denkt gewöhnlich nur daran, daß jemand zu einer bestimmten Stunde geboren wird, daß er einen Leib hat, essen und trinken muß, körperlicher Ruhe und Erholung bedarf, und schließlich sein sichtbares Ende findet. Aber das ist doch nicht alles. Ein wirklicher Mensch wird doch auch in einem bestimmten Lande, einem bestimmten Zeitalter geboren. Will er nicht ganz in der Luft schweben, so muß er auch mit seinem inneren Leben, mit seinen Vorstellungen und Empfindungen bis zu einem gewissen Grade in seinem Volke, seinem Zeitalter wurzeln. Ich sage: bis zu einem gewissen Grade. Denn eine schöpferische Persönlichkeit zeigt eben darin ihre Schöpferkraft, daß sie an einem bestimmten Punkte über den gewohnten Lebenskreis hinausbricht und sich selbst und andere zu neuen Gedanken, neuen Zielen fortreißt. Das bildet eben das Neue, das Originale an solcher Persönlichkeit. Aber in dem Übrigen wird auch der allergrößte Mensch seiner Zeit unterthan sein und an ihrem Vorstellungskreise haften. Wollte man aber verlangen, daß ein solcher Mensch neben dem Gebiete, auf welchem seine originale Größe liegt, auch zugleich auf allen übrigen Gebieten ebenso Großes und Erhabenes leiste und alles gleichsam vorausnehme, was jemals im Menschengeiste entdeckt und erfunden werden könnte, so hieße das die Grenzen des Menschlichen ganz gewiß überschreiten und damit auch den Boden des Geschichtlichen verlassen.

Und davon müssen wir die Anwendung machen auch auf die Person Jesu. Jesus würde vollständig heimatlos über den Wolken schweben, unverstanden von den Menschen und selber die Menschen nicht verstehend, wenn er nicht auch mit seinem Vorstellen und Fühlen bis zu einem gewissen Grade in seiner Zeit und seinem Volke wurzelte. Er hat sein originales Gebiet, auf dem er Herr und Schöpfer ist. Das ist sein Leben in Gott, sein Leben in Gott als Sohn in und mit dem Vater, samt allem, was daraus für Religion und Ethik folgt. Das ist sein inneres Heiligtum, aus dem seine Heilands- und Erlöserkräfte kommen. Aber was nun um dieses Heiligtum herumliegt wie die Peripherie ums Zentrum, wie der Leib um die Seele, ich meine, was da herumliegt auch an Vorstellungen und Begriffen, das entstammt seiner Zeit und bildet die Wurzeln, mit denen er im Boden seiner Zeit haftet, deren er bedurfte, um nicht in der Luft zu stehen, sondern wirklich als Mensch in einem bestimmten Zeitalter mit anderen Menschen zusammen zu leben. Also z. B. wenn wir die Frage stellen: hat Jesus die kopernikanische Weltanschauung gehabt oder die ptolemäische? so werden wir antworten: er stand hier ganz gewiß auf dem Boden seiner Zeit und hat sich das äußere Weltbild nicht anders vorgestellt wie alle seine Zeitgenossen. Oder sollten wir Jesus künstlich zum Anhänger der kopernikanischen Weltanschauung machen? Nehmen wir einmal an, daß diese Weltanschauung nicht die letzte sei, daß in tausend Jahren noch eine vollkommenere gefunden würde. Sollte man dann auch wieder für Jesus mit der kopernikanischen brechen und sich um den Beweis bemühen, er müsse jene andere, künftige, von uns zur Zeit noch gar nicht geahnte gehabt haben? Also Jesus hat gewiß mit seinem Volke die Erde als den Mittelpunkt der Welt angesehen und die Sonne als sich um die Erde bewegend. So können wir auch nicht daran zweifeln, daß der Glaube jener Zeit an Engel und Dämonen auch der Glaube Jesu gewesen ist. Und auch von Naturgesetzen in unsrem heutigen Sinne hat seine Zeit nichts gewußt, daher konnte sie auch noch,

Ein indisches Gleichnis.

Professor Ernst Leumann zu Straßburg hat eine Broschüre*) herausgegeben, „Religion und Universität“, welche ein wertvoller Beitrag zur Frage der „voraussetzungslosen“ Wissenschaft ist. Sie ist, aus Zeitungsbeiträgen entstanden, für einen weiteren Leserkreis bestimmt und vermag auch dem Fernstehenden, selbst dem etwa innerlich Widerstrebenden das Urteil über den Lebensnerv wissenschaftlicher Arbeit zu klären, um den es sich bei dieser Frage handelt. Wir kommen wohl noch einmal auf das inhaltreiche Heftchen zurück. Hier sei nur dem, was wir eigentlich im Auge haben, folgendes vorausgeschickt. Die Wissenschaft, wie sie von der Universität getrieben wird, beschäftigt sich nach L. in objektivem, nicht im subjektivem Sinne mit der Welt, sie will ihr in ihren Thatbeständen möglichst folgen, nicht sie meistern, sie verstehen, nicht sie religiös verklären und poetisch verschönern. Soweit die Religion, deren Wesen nach der subjektiven Seite hin liegt, in ihren Lehren Urteile über die objektiven Thatbestände der Welt, Entstehung der Welt &c. abgiebt, muß sie sich dem jeweiligen Stande der Erkenntnis, wie er in der Wissenschaft vorliegt, andauernd anpassen. Der bekannteste Beweis dafür ist die Annahme des Kopernikanischen Weltbildes statt des biblischen seitens der Kirche. Freilich werden von bestimmten Seiten aus (der katholischen und der orthodox-protestantischen) auch göttliche Wahrheiten in dem Sinne für die Religion reklamiert, daß sie ewig feststehende, keinerlei Anpassung und Modifikation unterworfene sind. Allein das Urteil „göttlich“ ist ein Werturteil, das sich erst im Laufe der Zeit herausgebildet hat. Ursprünglich waren auch die sog. göttlichen Wahrheiten „menschliche“ Erkenntnisse oder Wiederspiegelungen derselben. Erst allmählich wuchs solchen Vorstellungsgruppen auf ganz natürlichem Wege der Charakter der Göttlichen dadurch zu, daß sie als das bereits Vorhandene, Ältere, Bewährte, als die „aufgespeicherte Kulturenergie“ vor den jüngeren, abweichenden Erkenntnissen, die sich erst zu bewähren haben, einen großen Vorsprung hatten. L. macht darauf aufmerksam, daß gerade Jesus eine nur „ethische“, nicht auch eine „intellektuelle“ Persönlichkeit war, deshalb „thatsächlich auch den Erkenntnistrieb nicht durch besondere Lehren gebunden, ihm allerdings auch keine Nahrung und keine Anregungen gegeben“ hat. Um so weniger hatte natürlich auch die christliche Dogmatik das Recht, dieses Fesselungsgeschäft nachträglich zu besorgen. Ein indischer Religionsstifter dagegen, ein Zeitgenosse Buddhas, war auch intellektuell hoch veranlagt und hat nicht versäumt, seinen Anhängern auch nach der Seite hin detaillierte Lehren zu geben. Von diesem Religionsstifter führt nun L. gelegentlich ein Gleichnis an, das ein sprechendes Pendant zu dem 500 Jahre später entstandenen Gleichnis Jesu von den „anvertrauten Pfunden“ (Luc. 19, 12—27) bildet. Wir sehen hier von dem etwaigen Abhängigkeitsverhältnisse zwischen beiden ab und wollen nur unsere Leser mit dem indischen Gleichnisse selbst bekannt machen.

„Ein Vater von vier verheirateten Söhnen will prüfen, welche von den Schwiegertöchtern in seiner Abwesenheit oder nach seinem Hinscheiden Hab und Gut am besten verwalten würde. Er veranstaltet deshalb eine Familienfeier und übergiebt dabei einer jeden der jungen Frauen fünf Reiskörner. Die erste wirft dieselben weg in dem Gedanken, daß, wenn ihr Schwiegervater sie einmal zurückfordern sollte, leicht andere fünf aus der Kornkammer zu beschaffen sein würden. Auch die zweite denkt so und enthülst die Körner, um sie zu essen. Die dritte vermutet etwas Besonderes und hebt sie auf bei den

*) Religion und Universität. Zum Fall Spahn. Frankfurt a. M. 1902. Neuer Frankfurter Verlag. 27 S. 30 Pf.

ohne ihre Einbildungskraft einzuschränken, an Wunder glauben, und solcher Wunderglaube ist gewiß auch Jesu eigen gewesen. Wenn er dem Wunderglauben seiner Zeitgenossen gelegentlich Zügel anlegt, so hat das seine Ursache nicht in naturwissenschaftlichen, sondern in sittlich religiösen Gründen. So erwarteten in jenen Tagen die Frommen Israels das sichtbare Niedersteigen des Messias von dem Himmel zu der Erde. So redet auch Jesus nach dem Wortlaut der Evangelien von dem Kommen des Menschensohns auf den Wolken des Himmels. Und daß Jesus thatsächlich für die Zeit, nachdem er seinen Feinden erlegen sein würde, auf sein sichtbares Kommen im Himmelsglanze des Messiastums gerechnet habe, läßt sich heute kaum mehr in Zweifel stellen.

Ich gebe zu, derartiges beklemmt uns, wir möchten Jesus nicht mit einer Vorstellung belastet sehen, über die wir längst hinausgewachsen sind. Wir möchten in ihm am liebsten einen Freund sehen, der auch in allen einzelnen Dingen vollständig so denkt und fühlt wie wir. Deshalb ist man so gern geneigt, ihm unsre heutigen Vorstellungen unterzulegen, und alles, was dazu nicht stimmt, entweder unbeachtet zu lassen oder umzudeuten oder auch als später hinzugefügt anzusehen. Wir bedenken dabei nicht, daß wir ihn, indem wir ihn in allen Stücken uns gleich machen, aus seiner Zeit entwurzeln und dadurch gerade seinem echten Menschentum, seiner vollen Geschichtlichkeit den Boden entziehen. Was käme überhaupt heraus, wenn ihm jedes Zeitalter seine Denkweise unterlegen wollte? Statt einer gegebenen einheitlichen Persönlichkeit erhielten wir wechselnde, wenn auch noch so geschmückte Phantasiebilder.

Die streng geschichtliche Betrachtungsweise ist gerade eine Errungenschaft und ein Stolz unsrer Zeit. Man sucht sich ganz in die Vergangenheit hineinzuversetzen, sie in ihrer Eigentümlichkeit zu verstehen und daraus die einzelnen Vorkommnisse zu erklären. Nach dieser Methode hat man auch die Geschichte Jesu zu behandeln unternommen, indem man jede einzelne Handlung, jeden Ausspruch möglichst in seiner ursprünglichen Art und Färbung zu erfassen und daraus ein großes zeitgeschichtliches Gemälde zusammenzustellen sucht. Diese Arbeit ist um der geschichtlichen Treue willen garnicht zu entbehren. Sie ist vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft aus eine einfache Notwendigkeit. An und für sich ist garnichts dagegen zu sagen. Nur auf eines möchte ich hinweisen: daß allerdings mit dieser Arbeit allein noch nicht alles gethan ist, daß sie, für sich allein genommen, nicht genügt.

Wenn es uns nun wirklich gelingt, die Einzelheiten aus dem Leben des Herrn in den zeitgeschichtlichen Rahmen zurückzuversetzen und ihnen die ursprüngliche Färbung wiederzugeben, so haben wir wohl einen Augenblick die Empfindung, als sei uns alles menschlich noch viel näher gekommen, da ja doch nun in das ganze Bild etwas mehr menschlich Zufälliges, Flüssiges, Buntes hineingekommen ist. Aber der endgültige Eindruck ist doch ein anderer. Nicht der, daß uns die Gestalt Jesu vertrauter, sondern daß sie uns viel fremdartiger geworden ist. Denn es ist ein zu langer Zeitraum, der zwischen ihm und uns liegt, und unser Leben, namentlich in seinen Äußerlichkeiten, ist ganz anders geartet als jenes. Kommt doch neben der Trennung durch fast zwei Jahrtausende noch der ganze Unterschied zwischen Morgen- und Abendland dazu. Und wenn es auch dem Gelehrten, dem geübten Forscher gelingt, in jene andersgearteten Verhältnisse sich hineinzufinden, so ist doch damit noch lange nicht gesagt, daß ihm auch die anderen, die Nichtgelehrten, folgen werden oder auch nur folgen können. Sie werden sich das neue Bild zuerst vielleicht mit einer gewissen Neugierde besehen und es dann — einfach liegen lassen, denn was die Leute, soweit sie nicht Fachmänner sind, anzieht, ist nicht die Geschichte als solche, sondern die Geschichte in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Das erinnert uns daran, weshalb wir uns eigentlich so eifrig um die Person Jesu bemühen. Doch nicht blos um der theoretischen Frage willen, wie denn sein Leben mit allen Einzelheiten und Äußerlichkeiten beschaffen gewesen sei, sondern vielmehr aus der praktischen Absicht, zu erfahren, was denn dieser Jesus für uns ist, und was wir für unser Leben von ihm gewinnen können. Wir begrüßen es, wenn man uns das Bild des Herrn möglichst in seiner Echtheit vorzeichnet, aber wir wollen doch zugleich erfahren, inwiefern denn dieses Bild auch für uns noch der Weg, die Wahrheit und das Leben sei. Insofern genügt es nicht, das Bild zu entwerfen, wie es an sich war, wir müssen auch die Verbindungslinien herstellen zwischen damals und heute und das Gemeinsame suchen, was losgelöst von allem mehr Äußeren und Zufälligen auch für uns heute noch unmittelbare Bedeutung hat.

Hamburg. Eduard Grimm.

Kleinodien in ihrem Schmuckkästchen. Die vierte aber läßt ihre Körner aussäen und erhält durch fortgesetzte Wiederverwertung des Ernte-Ertrages nach und nach eine große Menge Frucht. Nach Ablauf von fünf Jahren fordert der Geber bei einer wiederum veranstalteten Familienfeier das Anvertraute zurück. Als die erste Schwiegertochter beliebige andere Körner holt, wird jener zornig und straft sie vor allen Angehörigen, indem er ihr die niedrigsten Beschäftigungen im Hauswesen zuweist. Auch die zweite wird von ihm ihrem Verhalten entsprechend bestraft. Die dritte dagegen beauftragt er in Anerkennung der sorgsamen Verwahrung mit der Behütung des gesamten Besitzes. Die Oberleitung des Hauswesens aber fällt der vierten Schwiegertochter zu."

Die Ähnlichkeit mit dem Gleichnisse Jesu fällt sofort in die Augen. Ob die merkantile Färbung, die es in der Bibel hat, von selbst aus dem wirtschaftlichen Leben der Juden herausgewachsen ist, wie L. anzunehmen scheint, ist mir zweifelhaft. Im allgemeinen hat Jesus mehr Gleichnisse aus dem bäuerlichen Leben geschöpft, als aus dem des Handels. Die Thatsachen des geistlich-sittlichen Lebens aber, um die es sich in beiden Gleichnissen handelt, scheinen mir in dem biblischen Bilde schärfer und entsprechender gezeichnet zu sein. Denn geistige Kapitalisierung, geistiges und sittliches Wachstum vollzieht sich nicht so von selbst und mühelos, wie das Keimen der Saat im Acker, sondern fordert Entschlossenheit und Energie und tägliche Aufmerksamkeit, wie die Arbeit des Kaufmanns. Ihr Ertrag freilich gleicht wiederum mehr den regelmäßigen und in gewissen Grenzen sicheren Ernten des Landmanns, als dem sprunghaften Gewinn des Handels. R. E.

Die Kaiserrede in Gotha.

Nur selten werden heutzutage von den Tagesereignissen tieferliegende religiöse Fragen gestreift. Die Welt hallt wieder von Erörterungen über den Zolltarif, und wenn kirchliche Fragen gelegentlich zur Sprache kommen, so sind es meist solche, welche die katholische Kirche angehen, oft genug in der uns Evangelischen unvollziehbaren Form, daß Gefälligkeiten der Kirche auf politischem Gebiet von Zugeständnissen des Staates auf kirchlichem Gebiet abhängig gemacht werden und umgekehrt.

Da brachte der zweite Weihnachtsfeiertag 1901 die Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Geburt des Herzog Ernst des Frommen, und es war vollkommen berechtigt, daß dieser Gedenktag in Gotha festlich begangen wurde. Das Andenken eines Fürsten darf wohl hochgehalten werden, der noch mitten unter den Schrecken des 30jährigen Krieges seinem Lande die Segnungen des Friedens in reichem Maße darzubieten verstand, der der eigentliche Begründer der deutschen Volksschule geworden ist, der, obwohl in patriarchalischen, bisweilen bureaukratischen Formen, doch der Wohlthäter seines Volkes und, obwohl streng orthodox-lutherisch, doch von tiefer evangelischer Frömmigkeit erfüllt war. Der „Bet-Ernst" mit seinem warmen Herzen, der sein Gotha damals zu einem „evangelischen Zion" machte und weit über die Grenzen seines Ländchens, ja Deutschlands und Europas hinaus ein lebhaftes Interesse für alles Evangelische hatte, war wohl einer Landesfeier wert.

Gleichwohl würde die Feier über eine örtliche Bedeutung kaum hinausgewachsen sein, wenn nicht die Teilnahme des Kaisers die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie hingelenkt hätte, und wenn nicht Worte dort gesprochen worden wären, die weit über jedes lokale Interesse hinausreichen. Der Regent des Landes knüpfte in seiner Ansprache besonders auch an den weitschauenden, den evangelischen Gesamtinteressen zugewandten Sinn des Herzogs an und berührte die Hoffnung einer Vereinigung aller Evangelischen. Der Kaiser erwiderte: „Die Anregung, die Du uns heute gegeben hast, entspricht den Gedanken, die auch mich schon lange bewegen. Wenn ich nicht damit hervorgetreten bin, so liegt der Grund nur darin, daß ich fern davon bin, auch nur in Wünschen und Hoffnungen der Selbständigkeit anderer zu nahe zu treten. Daß aber ein hohes Ziel meines Lebens eine Einigung der evangelischen Kirchen Deutschlands in den für sie gedachten Grenzen wäre, brauche ich nicht zu betonen."

Wir dürfen uns sowohl der hier gegebenen Anregung, als auch der Auffassung freuen, welche in den kaiserlichen Worten hinsichtlich der Hoffnung einer Einigung aller Evangelischen enthalten ist. Der Gedanke selbst, entsprechend dem Wort von der einen Herde und dem einen Hirten ist eine unveräußerliche religiöse Hoffnung, auf die trotz aller Zerspaltung und Zerrissenheit nicht verzichtet werden kann, ja die gerade dann immer am lebhaftesten die Herzen bewegen wird, wenn das Gefühl dieser Zerrissenheit am bittersten ist. Nicht blos alle Unionsversuche sind daraus entstanden, sondern auch der Gedanke einer deutschen Nationalkirche, der in der deutschen Einheitsbewegung nicht übersehen werden darf und der auch im Programm des deutschen Protestantenvereins Aufnahme gefunden hat, ist zuletzt auf dieses religiöse Sehnen zurückzuführen. Aber nichts entspricht dem religiösen Empfinden des evangelischen Volkes mehr, als die hier kundgegebene heilige Scheu des Kaisers, „auch nur in Wünschen und Hoffnungen der Selbständigkeit anderer zu nahe zu treten." Die Anbahnung einer solchen Einigkeit ist so sehr Sache der Entwickelung von innen heraus, daß äußerliche Maßnahmen der Gesetzgebung oder Verwaltung, ehe eine gewisse Zeit gekommen ist, nur Schaden anrichten und nur neue Spaltungen herbeiführen können. Die Geschichte der Union in Preußen giebt dafür thränenreiche Beispiele. Fragen wir uns, was für ein Bild wir uns etwa von einer deutschen Nationalkirche gemacht hatten, so mag das ja bei den einzelnen ein sehr verschiedenes sein, aber eins wird in allen dasselbe gewesen sein: Ausschließung jeder Gewalt in Glaubensdingen, jeder Uniformierung in äußeren Gebräuchen, Unabhängigkeit nach außen (Rom gegenüber) und Freiheit im Innern.

Was man wünschen kann, und was schon gegenwärtig erreichbar sein sollte, ist zweierlei. Erstens kann gefordert werden, daß die einzelnen Landeskirchen sich nicht feindlich oder gleichgültig gegeneinander abschließen, sondern daß sie das Bewußtsein des gemeinsamen Grundes und Zieles in sich pflegen. Das könnte in der Entfernung so mancher unnützen und veralteten Schlagbäume schon jetzt zum Ausdruck kommen. Zweitens aber kann verlangt werden, daß jede Landeskirche sich so weit zu wirklicher Selbständigkeit entwickelt, daß sie jedem Druck von außen her, der mit nicht geistlichen Mitteln nach der einen oder anderen unevangelischen Richtung treibt, entschlossen und mit Erfolg zu widerstehen vermag und am allerwenigsten sich dazu hergiebt, den Engherzigkeiten einer anderen vorkommenden Falles Dienste zu leisten, die eine Preisgabe ihrer eigenen Vorzüge bedeuten, wie es eben jetzt Weimar Hannover gegenüber im Falle Weingart gethan hat. Die Freiheit muß unter allen Umständen ein Asylrecht behalten, und die kirchliche Spaltung ist ein wahrer Segen, wenn es sich um Widerstand gegen unevangelische, an irgend einem Punkte übermächtig vordrängende Bestrebungen handelt. Daß auch eine solche Stärkung der einzelnen Glieder zuletzt der Einheit des Ganzen dient, ist für den nicht zweifelhaft, der da weiß, daß jeder nicht überwundene unevangelische Rückstand im Körper des Ganzen ein Pfahl im Fleische bleibt, der die Einheit stört.

Faßt man aber auch nur diese beiden Punkte in's Auge: die Richtung jeder Landeskirche zur Gemeinschaft mit den anderen, wo immer sie möglich ist, und die Erstarkung jeder Landeskirche zur Widerstandsfähigkeit gegen alles von anderen herkommende Unevangelische, so ist auch das eine Entwickelung, welche nicht von Menschen gemacht, sondern nur von innen nach außen sich vollziehen kann. Die Herstellung evangelischer Einheit ist daher nicht ein einzelner Punkt eines kirchenpolitischen Programms, sondern eine Herzenssache und das Ziel, das jedem kirchenpolitischen Handeln immer vorschweben muß. S.

Gerhard Uhlhorn, Abt von Loccum †.

Der höchste geistliche Beamte Hannovers ist am 15. Dezember entschlafen, sanft und friedlich, nachdem er kurz vorher noch eine Abendandacht gehalten, fast 76 Jahre alt. Er ist geboren in Osnabrück, am 17. Februar 1826, als Sohn eines kleinen Handwerkers, aber durch große Gaben und eisernen Fleiß hat er die höchsten Würden erreicht. Am 17. April 1899 hat er schon sein 50jähriges Dienstjubiläum begehen können. Zu diesem Tage hat ihm das „Deutsche Protestantenblatt" (siehe Nummer 18 des Jahrgangs 1899), einen Begrüßungsartikel gebracht, der Uhlhorn überzeugt haben dürfte, daß der Liberalismus die Verdienste anerkennt, wo er sie findet. Aus Hannover empfingen wir freilich dazu einen Protest angesehener Männer, welche betonten, daß wir Uhlhorns Verdienste „weit überschätzt und seine ungerechte Behandlung der Liberalen viel zu gelinde beurteilt hätten". Und unser Referent hatte wirklich dem Frieden in Hannover zu sehr vertraut, denn bald darauf hat der Fall Weingart gezeigt, daß Uhlhorn auch im Alter nicht duldsamer geworden sei. Bei diesem Anlaß wurde Uhlhorn aufs schärfste von unseren Blättern bekämpft, ja es mußte ihm, wie auch schon in einem anderen Prozesse, Verdrehung der Thatsachen, Unwahrhaftigkeit vorgeworfen werden. Die Betroffenen erboten sich, den Beweis der Wahrheit vor Gericht erbringen zu wollen (Klapp, Weingart, Finkenstaedt).

Uhlhorn war ein bedeutender Theologe, er hatte eine weite, umfassende Bildung. Er hat Hervorragendes auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, besonders der hannoverschen, geleistet. „Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche" und „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" sind verdienstvolle Werke. Als „mildes Luthertum"*) habe ich den theologischen Standpunkt Uhlhorns in letzter Zeit charakterisieren hören; es waren, glaube ich, Nippold und Weidner, die im Weingartstreit wieder darauf hingewiesen haben, daß Uhlhorn selbst in der Christologie, wenigstens in früherer Zeit, einer Ketzerei sich schuldig gemacht hätte, und gewiß, am alten Luthertum gemessen, würde auch Uhlhorn zu leicht befunden worden sein. Es giebt ja keinen Orthodoxen mehr, pflegte Lipsius zu sagen, nachdem Philippi-Rostock gestorben ist, und das war ein getaufter Jude gewesen. Die konfessionelle Engherzigkeit, vor der Uhlhorn durch seine humane Bildung nicht bewahrt wurde, hat ihm sein Urteil getrübt, ja ihn zur Ungerechtigkeit verleitet, wie in der Wissenschaft, so im praktischen Amte. Die Rechtgläubigkeit, das Bekenntnis, die kirchliche Ordnung waren die Mächte, denen er zu sehr vertraute; nach diesem Maßstab hat er allzusehr auch die Geistlichen und ihre Leistungen beurteilt. Das wurde der hannoverschen Landeskirche zum Schaden. Wer seinen „Kampf des Christentums mit dem Heidentum" liest, thut gut, Burckhardts Geschichte der Konstantine und Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom daneben zu lesen, zur Korrektur. Ein dogmatisch so Gebundener wird selten ein gerechter Geschichtsschreiber sein. Daß aber Uhlhorn in seinem Kampfe gegen liberale Theologen, die er aus Hannover fern zu halten oder zu vertreiben suchte, ungerecht und unwahrhaftig gewesen ist, das beweisen die Aktenstücke der Fälle Klapp, Veesenmeyer, Weingart, um nur die bedeutendsten zu nennen. Und er hat den Glauben der Laien an die Wahrhaftigkeit der Geistlichen in der Kirche aufs tiefste erschüttert, indem er die Geistlichen streng an das Bekenntnis band.

*) So mild, daß in Blumenthal die nominell reformierte, in Wahrheit unierte Gemeinde gesprengt werden mußte und selbst ein „lutherischer" Friedhof angelegt wird; so mild, daß in Lesum Gliedern einer bremischen unierten, „positiven" Gemeinde die Teilnahme am Abendmahl verweigert wurde.

Flammende Proteste sind im Prozesse Weingart gegen ihn gerichtet worden. Tausende der besten Männer Hannovers haben gegen diese Kirchenleitung protestiert. Der obersten preußischen Behörde fiel es sehr schwer, das hannoversche Konsistorium zu decken und ein offenbares Unrecht geschehen zu lassen. Nur die eigentümlichen Kirchenverhältnisse Hannovers, im letzten Grunde politische Rücksichten, haben einen Eingriff des Oberkirchenrats verhindert. Diese Seite der Thätigkeit Uhlhorns kann nur als verhängnisvoll in ihren Wirkungen bezeichnet werden; es ist traurig, daß der Oberkirchenrat dieses Unrecht im letzten Falle noch nicht gut zu machen gewagt hat. — Außerordentlich groß war Uhlhorns Einfluß auf die kirchliche Gesetzgebung seines Landes. Katechismus, Agende, Liturgie suchte er seinen kirchlichen Idealen dienstbar zu machen. Der Union hat er widerstrebt; dafür wäre er allein schon zu partikularistisch gewesen. Es wäre die größte Bitternis für ihn gewesen, wenn der preußische Oberkirchenrat oder der Kultusminister die Bildung einer unierten Gemeinde in Osnabrück zugelassen hätte. Viel lieber verweilen wir bei der großen praktischen Liebesthätigkeit, die Uhlhorn entfaltet hat. In der letzten Zeit soll Uhlhorn sich manchmal in vertrautem Kreise beschwert haben über Hindernisse, die seiner Amtsführung bereitet würden. Von Mitarbeitern oder Vorgesetzten? Vielleicht dürfen wir darin ein hoffnungsvolles Anzeichen dafür sehen, daß die lutherische hannoversche Landeskirche in der Zukunft sich nicht mehr durch Ketzerprozesse um ihr Ansehen in Deutschland bringen wird. Wir wünschen der hannoverschen Kirche ein gerechtes und mildes geistliches Oberhaupt, das die Irrwege Uhlhorns vermeidet und seine guten Thaten fortsetzt. Möge auch die kirchliche Absperrung Hannovers aufhören, nachdem Hannover 35 Jahre preußisch ist und es endgültig bleiben wird. O. Veeck.

Auf „Los von Rom"-Spuren durch Nordösterreich.*)

II.

Durchs Egerland.

Ausgangspunkt bleibt immer wieder das schon in Nummer 33 dafür empfohlene Eger, wohin wir am 30. September nachmittags ½ 4 Uhr von Crailstein aus (Abfahrt 10 Uhr) in 5½stündiger ununterbrochener Schnellzugsfahrt über Nürnberg-Marktredwitz gelangten. [Wer von Norden kommt, würde dafür (mit Abfahrt 6¼ Uhr in Magdeburg und 8¾ Uhr in Leipzig), am besten (falls er nicht um recht pünktlich zu sein über Hof-Oberkotzau-Asch in's Land kommen will, was aber einige Stunden Verzögerung ausmachen würde) über Plauen reisen, nach zweistündigem Aufenthalt Abfahrt um 1½ Uhr hier, Ankunft in Eger gleichfalls ½4 Uhr. Ich für meine Person würde in diesem Fall schon in Franzensbad aussteigen, um von da über den Kemmerbühl nach Eger zu Fuß zu pilgern, umgekehrt wie ich das diesmal thatsächlich gemacht habe]. In Eger hatte ich wohl im Vorjahre schon kurzen Aufenthalt gehabt. Diesmal aber galt es, die Sache gründlicher abmachen und namentlich dem historischen Trieb sein Recht lassen. Bürgt doch die alte Reichsstadt, die mit ihrem Gebiet, dem Egerland, bis 1848 ihren eigenen Landtag hatte, und erst von da an dem Kronland Böhmen völlig einverleibt wurde, in ihrer Burg ein Juwel, das in dieser Weise im ganzen Böhmerlande nicht wiederkehrt; insofern uns die Erinnerung nicht bloß bis zum 30jährigen Krieg, wie im übrigen Land auf Schritt und Tritt zurückführt, sondern bis zum Höhepunkt des Mittelalters unter Barbarossa, nach dem, als ihrem Erbauer, sie ihren Namen hat. Dahin geht es denn, nachdem wir von der Bahn aus die ganze, in ihrer modernen Entwicklung ziemlich lang sich hinziehende Stadt durchquert haben, über den Ring, dessen oberes Ende ein Denkmal Josefs II., wie nachher fast in allen deutschböhmischen Städten ziert, während den unteren Abschluß das durch Wallensteins Ermordung denkwürdig gewordene Stadthaus bildet, dann mit kurzem Abstecher nach rechts zur katholischen Stadtkirche St. Niclas, die in ihren ältesten Teilen gleichfalls noch aus der romanischen Zeit stammt, abwärts an dem düsteren Dominikanerkloster vorbei bis zum Flusse. Hier wenden wir uns rechts, um im „Erzherzog Stephan" in der Nähe der Kaserne, der uns empfohlen worden ist, ein einfaches und billiges, aber nicht sehr empfehlenswertes Quartier zu finden. Nachfolger blieben lieber im „Hotel Neuberger" in der Bahnhofstraße, auch wegen der Weiterfahrt. Der „Erzherzog Stephan" hat wenigstens den Vorzug, daß es nicht weit zur Burg ist, die nur ca. 5 Minuten weiter aufwärts über der Eger, vorbei an dem 1628 an die Jesuiten übergegangenen Krugherrnkloster, malerisch sich über das Flußthal erhebt. Wohl liegt das Hauptgebäude mit dem historischen Bankettsaal, in dem in der Nacht des 25. Februar 1634 Wallensteins nächste Offiziere gleich ihrem Meister erstochen wurden, seit 1742, seit dem österreichischen Erbfolgekriege, durch die Franzosen verbrannt als Ruine da. Aber mit ihren prächtigen romanischen Bogenfenstern und Marmorsäulchen eine Ruine von ergreifender Schönheit, zumal zusammen mit der besser erhaltenen Barbarossa-Kapelle, einer Doppelkapelle romanischen Stils, während über dem ganzen der vielleicht noch bis ins 10. Jahrhundert zurückgehende „schwarze Turm", aus Basaltschlackenquadern vom Kammerbühl erbaut, schwarz und düster, als graute ihm vor den hier geschehenen Frevelthaten, über den Kasematten in die Lüfte ragt. Das Gegenteil dieses düsteren Gesamteindrucks bildet das Landschaftsgemälde, das sich an der Schanze weiter oberhalb nach rückwärts unsern Augen bietet; unter uns tief eingeschnitten das reizende Egerthal; nach der andern Seite die Stadt in ihrem malerischen, durch die Menge ihrer Kirchen (neben den genannten noch besonders die Kirche des Nonnenklosters und die evangelische Kirche) und sonstigen Türmen belebten Aufbau; darüber hinaus in der Ferne auf der einen Seite nach Südost und Süd, die Höhen des Kaiserwalds und die Ausläufer des bairischen Walds; auf der andern Seite nach Nordosten und Nord die Ausläufer des Elstergebirges, an dessen Fuße sich der hochgelegene Zwickl der in der Mehrheit protestantischen Ascher Herrschaft weit nach Sachsen vorschiebt. Dort hinaus liegt auch Franzensbad, dem wir heute noch einen Besuch zugedacht haben. Der Weg führt über das Egerthal hinüber auf der jenseitigen Höhe hin, bis dort drüben ein eigenthümlich rötlich-schwarzer halbkreisförmiger Hügel mit steilen Rändern unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das ist der „Kammerbühl", ein Stück von einem umgestürzten vulkanischen Krater, der in dieser Landschaft einen eigentümlichen, befremdlichen Eindruck macht: Wer das Albanergebirge hinter Rom kennt, möchte denken, er habe ein Stück von der Umrahmung des Sees von Nemi vor sich. Kein Wunder, daß auch Goethe diesem Fremdling aus einer andern Welt einst seine besondere Liebe geschenkt hat und auf dem Gutshof an seinem Fuß, dem „Kammerhof", besonders gern verweilte, wenn er Franzensbad zur Kur aufsuchte. So soll auch Goethe's unlängst verstorbener Enkel Walther von Goethe in pietätvoller Erinnerung an seinen Großvater bis zu seinem Tode jedes Jahr auf etliche Wochen hierhergekommen sein, wie uns die Wirtin der Restauration erzählte, die neben dem Gasthof Kammerhof eingerichtet ist. Deren Hauptbesucher liefert das nahe Franzensbad, wohin in einer guten halben Stunde eine angenehme Allee führt. Nur leider, daß dieses Bad die Konkurrenz mit den andern landschaftlich freilich ungleich mehr bietenden Bäderstädten Nordböhmens immer weniger ertrage, klagte die Frau. Doch sei es auch zu begreifen bei den teuren Preisen, wovon aber auch nicht weniger als 38 Ärzte leben müssen; in einem Städtchen vier für gewöhnlich kaum 2000 Einwohner. Freilich ein bischen viel, auch wenn die Zahl der Kurgäste (einschließlich der Passagiere) immer noch das Vierfache dieser Einwohnerzahl beträgt. Dem entsprach nachher mein eigener Eindruck, den ich beim Besuch des Badeorts mitbekam. Da sind ja mehr Häuser und zum Teil prachtvolle imposante Häuser, als Menschen, dachte ich, als ich, freilich schon in ziemlicher Dunkelheit, das Bad durchquerte. Ein Glück, daß bei der Franzensquelle eben noch Flaschen eingefüllt wurden und ich so wenigstens nicht ohne einen Versuch auch dieses Heilwassers abziehen mußte. Aber einsamer bin ich selten in meinem Leben

*) Im ersten Artikel haben sich leider zwei Druckfehler eingeschlichen. Wir bitten zu lesen S. 6 Sp. 2, 19. Z. von u. statt „zum Glück nicht nach Breslau" „z. Gl. meist nach B." — und S. 7 Sp. 1, 8. Z. von unten statt „weißen rheinischen" weißen österreichischen.

in einem Wirtshaus gesessen als nachher im „Kaiser von Österreich". Ein Glück, daß mir nicht zu viel Zeit übrig blieb, wollte ich noch rechtzeitig zu dem 9-Uhr-Zug nach Eger zurückkommen. Also noch einen kurzen Gang durch die Stadt, der zeigte, daß von allen Konfessionen die Judenschaft doch das schönste Gotteshaus hier hat, und dann zur Bahn.

Nach Eger zurückgekehrt, hätte ich sehr gewünscht, mein Quartier näher an der Bahn genommen zu haben. Denn die 25 Minuten zum „Erzherzog Stephan" waren für meinen Leib keine Erquickung und dann fand sich dort erst keine vernünftige Gesellschaft. Also ging ich noch in ein benachbartes Bierlokal, aus dem musikalische Klänge hervordrangen und hörte dort einem Paar Musikanten, aus Harfner und Geiger bestehend, zu. Auf meine Frage: woher? hieß es natürlich: aus Preßnitz, dem Hauptort der fahrenden Musiker des Erzgebirges, die dort seit dem Niedergang des Bergbaus in der Musik ihren kärglichen Lebensunterhalt gefunden haben. Nun, wenn sie alle so anständig und genügsam sind als die zwei, kommen sie schon durch die Welt.

Weiterfahrt am andern Morgen, den 1. Oktober, früh um 8 Uhr 40 Minuten. Da reicht es noch zu einem Gang durch die Anlagen mit einem Denkmal Friedrich Schiller's, der 1791 hier weilte anläßlich seiner Wallensteinstudien, zum Marktplatz und wie zur Kapuzinerkirche auf der einen, so zur evangelischen Kirche, die ca. 40 Jahre alt ist und nichts besonderes bietet, auf der anderen Seite. Und die Los von Rom-Bewegung? Mit der ist in Eger, so viel ich hörte und merkte, immer noch nicht viel los, wenn auch die unfreundliche Haltung, die der vorige Pfarrer, der † Superintendent Koch, bekanntermaßen zu ihr eingenommen hat, auf seinen Nachfolger (Fischer) nicht übergegangen ist, sondern von diesem aus eine andere Luft wehte. Ihn aufzusuchen, reichte leider die Zeit nicht mehr, daher ich über Eger und Umgebung auf allgemeine Erkundigungen außer dem eigenen Eindruck angewiesen blieb. Deren Ergebnis ist, daß doch seit der neueren Zeit auch hier in Egerland ein merklicher Fortschritt zu konstatieren ist. Während noch vor einem Jahr Eger (mit seinem Filial Franzensbad) die einzige evangelische Gemeinde des ganzen Egerlands im engeren Sinne war — abgesehen von der altprotestantischen Herrschaft Asch, wo übrigens der Hauptort Asch (mit 8000 Seelen) in neuester Zeit gleichfalls sehr nachdrücklich in die Bewegung eingetreten ist — haben infolge der Bewegung nun zwei neue Vikariate errichtet werden müssen: Das eine in der an der sächsischen Grenze gelegenen Geigenstadt Graslitz mit 10000 Einwohern, von der aus in Schönbart, Bleistadt und Neudeck weitere Ableger mit Predigtstationen entstanden sind, das andere in dem früher von Eger aus bedienten ꝛc., nun seit dem Tode des Superintendenten Koch mit der Pfarrei Karlsbad verbundenen Falkenau. Dieses bildete, während wir Graslitz links liegen lassen mußten, für heute unser Hauptreiseziel. Die Bahn dahin, 29 km, fährt in einer Stunde durchs Eger-Thal, von der Station Tirschnitz aus, wo die Seitenlinie von Franzensbad einmündet, auf der linken Seite des Flusses. In dieser Herbstzeit ist dasselbe überall anmutig belebt durch die weidenden Rinderherden, welche von der Höhe der Landwirtschaft keinen schlechten Begriff geben und durchaus an die große durchfahrene oberpfälzische Landschaft erinnern. Von Ortlichkeiten fesselt nur nicht das steil über der Eger aufsteigende gewerbreiche Städtchen Königsberg (mit 4000 Einwohner), wo die Bewegung schon länger zu einer Predigtstation von Eger geführt hat, während das ein paar Kilometer weiter links, eine Viertelstunde von der Bahn ab, auf einem Ausläufer des Erzgebirges gelegene Wallfahrtskloster Meriakulm leider durch den herrschenden Morgennebel verdeckt wird. Um 10 Uhr sind wir in Falkenau, (empfehlenswerte Gasthöfe „H. Götzl" und „Stadt Karlsbad"), dem einstigen Hauptort der um die Besiedelung des Erzgebirges besonders verdient gewordenen Grafen von Schlick, deren Haupt Andreas von Schlick, unter den auf dem Altstädter Marktplatz in Prag im Juni 1621 hingerichteten eines der verhaßten Mitglieder war. Damit ist schon angedeutet, wie jenes Unglücksjahr auch das Ende des großen Schlickschen Besitzes bedeutete, der in die Hände der Grafen Mostes überging, der Nachkommen eines kaiserlichen Rats im 30jährigen Krieg, die noch heute die Schloßherren sind. Näher noch geht uns der Besitzwechsel an, den die noch heute bestehende, nur modernisierte Stadt-Kirche damals erlitt: ein ergreifendes Bildchen, welches die neue Los von Rom-Gemeinde im Postkarten-Format hat anfertigen lassen, stellt das letzte heilige Abendmahl der evangelischen Gemeinde zur Zeit der ersten Reformation in dieser Kirche, 1624, dar. Da war sie noch evangelisch. Jetzt wird dieses Bild als Baustein zum neuen evangelischen Bethause verkauft, das die junge Gemeinde in Gestalt einer bescheidenen Kirche plant. Deren Bauplatz ist sehr günstig, auf dem Wege vom Bahnhof zur inneren Stadt unmittelbar vor der Hauptverkehrsbrücke über die Eger gewählt und mit 3200 Kronen auch schon glücklich bezahlt. Das ist aber auch alles, was die junge Gemeinde in ihrem Vermögen hatte, während sie für die übrigen 18000 Kronen, auf welche das Kirchlein veranschlagt ist, auf die werkthätige Hilfe der Glaubensgenossen im Reich angewiesen ist. Wie aus dieser Summe hervorgeht, ist nur ein sehr bescheidener Bau fürs erste geplant, so bescheiden, daß ich es für das Richtige halte, lieber zum Zuwarten um ein paar Jahre zu mahnen, um dann einen entsprechend größeren Bau zu wagen, für 30—40000 Kronen. Gehört doch Falkenau, als Hauptort und Mittelpunkt des westlichen (kleineren) Braunkohlenbeckens von Nordböhmen zu den Gemeinden, die, schon infolge des natürlichen Zuzuges, der von drei Seiten per Bahn vermittelt wird, eine Zukunft haben müssen, zumal es auch in der in der Hauptsache aus Übergetretenen bestehenden Gemeinde von bis jetzt ca. 200 Seelen an sehr rührigen Elementen nicht gebricht. Als deren rührigstes lernte ich, da der Vikar (Vespermann) an diesem Morgen in Karlsbad abwesend war, wo er seinen Pfarrer (Feller), zu vertreten hatte, bei dem Kaufmann (am Marktplatz), bei dem der Vikar früher wohnte, einen Bergbeamten Namens Josef Marschner kennen, der in dem eine Stunde entfernten Braunkohlenwerk Königswert (im Besitz eines Reichsdeutschen und eines schottischen Edelmanns, beide evangelischer Konfession) angestellt ist. Eigentlich durch Zufall, durch eine irrtümlich verstandene Notiz vom vorigen Jahr (in Teplitz) auf diese Spur gebracht, durfte ich es als eine besonders freundliche Führung der Vorsehung preisen, die mir gleich bei der ersten Los von Rom-Gemeinde in Böhmen die Bekanntschaft eines solch gediegenen Mannes vermittelte, der für die Gemeinde in Falkenau von um so größeren Wert ist, als ihn seine Stellung mit den verschiedensten Elementen in Beziehung bringt und von seinen evangelischen Herren in Bekundung seiner Überzeugung ihm keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Ich möchte diese vielversprechende Gemeinde auch an dieser Stelle ganz besonders empfehlen, wie ich sie schon meinen nächsten württembergischen Landsleuten, von denen so mancher auf dem Weg nach Karlsbad über diese Station zu reisen kommt, mannigfach empfohlen habe.

Es war ein anstrengender Marsch gewesen, diese kleine Stunde von Falkenau nach Königswert bezw. Gäßhut, dem eine Viertelstunde hinter Königswert gelegenen Platze des Bergwerks, auf dem heutigen Weg neben der Eger her in der drückenden Mittagshitze dieses ersten Oktobertages. Um so wohler hat mir die einfache, aber herzliche Gastfreundschaft dieses jungen noch ledigen Glaubensgenossen gethan, die mich auch zum Mittagessen nicht weiter ließ. Nach demselben gab mir der liebenswürdige Gastfreund noch eine weitere halbe Stunde das Geleit auf dem Wege, der, immer im Egerthal, das hier seine höchsten Reize entfaltet, indem es immer tiefer in die Kalkformation dieser Gegend einschneidend, den Württemberger mannigfach an die Thäler seiner Heimat, so das Zeystthal zwischen Crailsheim und Kirchberg a. S. erinnerte, erst durch waldiges Gebüsch auf der linken Flußseite, dann bei Altsattl den Fluß überbrückend, auf dessen rechter Seite auf guter, aber staubiger Straße in der Höhe von zusammen ca. zwei Stunden nach Elbogen führt. Hier haben wir das reizendste Nest von ganz Böhmen vor uns: indem die Eger den steilen Felsen, der von links her in das Flußthal vorspringt, „elbogen"artig in einer Schleife umfließt, bildet sie ein Landschaftsbild, das

von allen Seiten, zumal von einer der beiden hohen Brücken, durch die man in die eigentliche Stadt gelangt, das Entzücken jedes Besuchers hervorrufen wird und so auch zum Hauptausflugspunkt der Karlsbader Kurgäste dient. Diese Lage mußte in feudaler Zeit einzigartige Vorteile bieten. So soll das „alte Schloß", die frühere Burg über der Eger, denn auch schon im 9. Jahrhundert erbaut worden sein, wenn sie ihre traurigste Aufgabe auch erst 700 Jahre später finden sollte. In den Kämpfen Kaiser Rudolfs mit den Ständen seiner Kronländer, die schließlich zu seiner teilweisen Absetzung durch seinen Bruder Matthias führten, wurde der Graf Popel von Lobkowitz der Besitzer von Komotau, hier wegen Hochverrats gefangen gehalten und am 28. Mai 1607 enthauptet. Noch zeigt man in dem Rundturm, der düster und drohend in den Wellen der Eger sich spiegelt, den „Popelkerker" und die eisernen Spangen und Ringe, mit denen der unglückliche Landesmarschall von Böhmen gefesselt war. Dies nach dem Reisehandbuch Berlet (Das „Erzgebirge", Annaberg 1900). Wir selber sind leider nicht hineingekommen, weil die Zeit nicht reichte. Und so haben wir auch das altertümliche Rathaus, in dem ein Stück von dem ursprünglich 108 kg schweren „steinernen Burggrafen", einem unter den Meteorologen berühmten Meteoreisen, gezeigt wird, nur von außen betrachten können, samt den übrigen paar Herrlichkeiten, an die auch hier eine Dreifaltigkeitssäule, das Denkmal der siegreichen Gegenreformation, sich anreiht. Die Hauptsache bleibt hier ja doch immer die Landschaft, wozu auch die winkligen Gäßchen der Stadt, wie sie sich malerisch übereinander aufstufen, gehörten. Mit deren Betrachtung und einer kurzen sehr nötigen Rekreation in der „Krone" neben dem Bahnhof auf der andern Seite der Eger, unten in der Vorstadt, ist die eine Stunde, die uns zu Gebote steht, rasch verflossen. Um 3 Uhr 40 Minuten geht der Zug auf der 6 km langen Sekundärbahn, die Elbogen mit der Station Neusattl an der Hauptbahn verbindet, ab. Da der Schnellzug, auf den wir zu Abend angewiesen sind, aber in Neusattl nicht hält, so fahren wir nur bis zur „Bruckstraße", der zweiten Station, 3 km weit, um von da aus in ca. 40 Minuten zu Fuß nach der Station Chodau zu pilgern, die, mit ihren über 4000 Einwohnern, unter ihnen auch ein Häuflein Neuprotestanten, die von Falkenau aus bedient werden (Predigtstation für diese das an Chodau anstoßende Stelzengrün) auch den Schnellzug zum Stehen bringt. Dieser führt uns um 5 Uhr 10 Minuten vorbei an dem voriges Jahr besuchten Karlsbad, Schlackenwerth, sowie an der für den Württemberger (durch den Kaadener Frieden im Jahre 1538, der den Herzog Ulrich wieder als Herrn seines Landes, aber unter österreichischer After-Lehenhoheit, anerkannt,) besonders bedeutungsvollen Stadt Kaaden, die aber auch für die Los von Rom-Bewegung eine hoffnungsvolle Station bildet (neue evangelische Kirche im Bau, empfehlenswertes Lokal Weinhaus Wiedisch), um 6 Uhr 40 Min. nach Komotau, das wir wieder schon voriges Jahr als Endpunkt der hoffnungsvollsten Strecke kennen gelernt haben, und von da nach viertelstündigem Aufenthalt in einer weiteren halben Stunde nach der 23 km weiter südlich an der Eger gelegenen Hopfenstadt Saaz. J. Gmelin.

Umschau.

(Römisches.) Die Stellung des Katholizismus zur Universitätswissenschaft ist aus Anlaß der jüngsten Vorgänge auf deutschen Universitäten Gegenstand lebhafter Erörterung geworden. Mit Recht. Nur darf dabei nie vergessen werden, daß der Katholizismus in Deutschland als Minoritätspartei nicht in der Lage ist, die Forderungen der katholischen Kirche mit vollerKonsequenz geltend zu machen.

Anders in überwiegend katholischen Ländern. Gerade jetzt, Ende 1901, hat in Oesterreich der Episkopat die alte Forderung der katholischen Kirche von neuem erhoben: Bevormundung der Wissenschaft und der Universitäten. In der Erkenntnis, daß dies Ziel den modernen Universitäten gegenüber selbst in Oesterreich nicht erreicht werden kann, haben die Bischöfe beschlossen, eigene Universitäten — zunächst eine — zu errichten. Auf ihrer letzten Vollversammlung haben sie dem bisher bestehenden Zentralausschuß des Katholischen Universitätsvereins in Salzburg ein bischöfliches Komitee zur Seite gesetzt. Ihr Hirtenschreiben, das die Gläubigen um das nötige Geld angeht, giebt zugleich eine Charakteristik der zu gründenden freien katholischen Universität.

Das bischöfliche Universitätsideal ist eine banausische Berufsschule: „Eine Universität ist eine solche Schule, welche die meisten Jünglinge, wenn sie das Gymnasium vollendet haben, besuchen müssen, falls sie Professoren, Ärzte, Advokaten oder Beamte werden wollen." Lehrreich ist eine Betrachtung der Gründe, die zur Motivierung der geplanten Gründung angeführt werden. Es sind fünf: 1. „Die Liebe zu den studierenden Jünglingen selbst." Sie sollen vor dem Gift der modernen Kultur geschützt werden, dem sie auf den heutigen Universitäten rettungslos ausgesetzt sind. Denn diese sind von ihrer mittelalterlichen Höhe arg heruntergekommen. „Ehemals hatten diese Hochschulen den Zweck, den katholischen Glauben und die katholische Wissenschaft zu fördern. Zu diesem Zwecke wurden sie von den Päpsten errichtet oder genehmigt und mit großen Vorrechten ausgestattet. Sie standen fortwährend unter kirchlichem Einflusse, die Professoren selbst mußten Katholiken sein. Und so soll es wieder werden. — 2. „Die Liebe zur Kirche und zum christlichen Volke," das sonst dem kirchenfeindlichen Einfluß der auf nicht offiziell katholischen Universitäten Gebildeten auch fernerhin preisgegeben wäre. — 3. „Die Liebe zu unserm Vaterlande", für das nur dann glücklichere Zeiten kommen können, wenn erst Hochschulen (im Plural!) existieren, „an denen die studierenden Jünglinge in Grundsätzen unterrichtet werden, welche der Wahrheit und dem katholischen Glauben entsprechen." — 4. Die Sorge der Bischöfe für ihre eigene Seele treibt sie, ihre Pflicht (die anvertrauten Seelen zu retten) zu erfüllen. — 5. Die Liebe zu den katholischen Eltern, die alles daran setzen werden, daß ihre Söhne dem Glauben der Kirche treu bleiben.

Noch lehrreicher ist zu beachten, welcher Grund hier nicht aufgeführt wird: Die Sorge um das Gedeihen der Wissenschaft. Dies Schweigen ist wenigstens ehrlich.

Diesen Motiven zur Errichtung einer katholischen Universität entspricht ihre Einrichtung: „Im Allgemeinen kann man sagen, daß, sowie die Errichtung der Hochschule vom Papste und den Bischöfen ausgeht, so auch diesen die Leitung zusteht. Sie bestimmen die Art und Weise, wie die Professoren berufen werden sollen. Sie überwachen auch die Reinheit der Lehre und tragen Sorge, daß nichts vorkomme, was der katholischen Wahrheit widerspricht, daß vielmehr bei sich darbietenden Anlässen den Jünglingen Begeisterung für die katholische Religion und Anhänglichkeit an die heilige Kirche eingeflößt werde." Trotz dieser Fesseln, denen sich zu unterwerfen die Gelehrten sich nicht gerade drängen werden, meinen die Bischöfe: „Es versteht sich aber, daß die Professoren, welche berufen werden, bei aller Entschiedenheit für die katholische Wahrheit auch auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung stehen."

Und ebenso, sagen die Bischöfe, versteht es sich, „daß alle Gegenstände in der Weise gelehrt werden, daß die Jünglinge, welche den Unterricht erhalten, zu allen Berufen und Ämtern im Staate Zutritt finden können." Nun, das ist der wunde Punkt.

Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die österreichische Regierung sich beeilen wird, die bürgerliche Geltung der Studienjahre dieser „freien" Universität, ihre Examina und akademischen Grade anzuerkennen. Auch uns geht diese Sache direkt an. Die neue Universität soll in Salzburg errichtet werden; sie rechnet auf den Besuch reichsdeutscher Studenten, die auf der „freien" Universität zu Unfreien werden sollen.

Kirchliche Nachrichten.

Bremen. Die „Neue Freie Presse" meldet aus Berlin: „Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, ist vor zwei Wochen von seiten des Preußischen Justizministeriums an sämtliche Staatsanwaltschaften ein

geheimer Erlaß ergangen, in welchem dieselben aufgefordert werden, in schärfster und rücksichtslosester Weise gegen alle Publikationen und sonstigen öffentlichen Bestrebungen anti-christlicher Art vorzugehen." Wir geben diese Meldung mit aller Vorsicht wieder. Falls sie sich aber — was wir nicht glauben können — bewahrheiten sollte, würde damit eine kirchliche Reaktion inauguriert, der gegenüber alle bisherigen Ketzerprozesse Kinderspiel sein würden.

— **(Berlin.)** In dem Professor Dr. Pappenheim vom Köllnischen Gymnasium hat auch der Berliner Unionsverein ein langjähriges Mitglied verloren. — Der langjährige Kassierer der Vertrauensmänner der kirchlich-liberalen Partei, Herr Naumann, ist nach schwerem Leiden verstorben. — Hilfsprediger Luther-Rixdorf wurde vom Magistrat zum Pfarrer von Stahnsdorf gewählt. Hilfsprediger Ewald-Emmauskirche wurde zum fünften Geistlichen der Zionsgemeinde vom Konsistorium bestellt. — Konsistorialrat Jacobi hielt in der Zionskirche seine Abschiedspredigt — er ist zum Pfarrer von Schönberg bestellt und als Superintendent für die neue Diözese Friedrichswerder II in Aussicht genommen.

Freitag, den 17. Januar, abends 7 Uhr, im Dorotheenstädtischen Gymnasium: Erster Vortrag des Berliner Unionsvereins. Prediger D. Kirmß. „Bismarck als Protestant."

—g. In dem Geheimkonsistorium vom 16. Dezember 1901 hat der Papst gegenüber dem geplanten italienischen Ehescheidungsgesetz die unverbesserlichen Herrschaftsansprüche der Papstkirche, in ihrer eigentümlichen Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, geltend gemacht (zitiert nach der Übersetzung in der „Germania" 293. III): „Ein verderblicher Irrtum ist es schon an und für sich, das eheliche Band zu den Dingen zu rechnen, welche durch die bürgerliche Gesetzgebung überhaupt behandelt oder gar modifiziert werden könnten. Hat doch der Erlöser, der Restitutor der Natur, Jesus Christus, Gottes Sohn aufs neue die Ehe als eine von Gott selbst im Anfang aller Dinge eingesetzte Institution erklärt! Und nun, nachdem sie zur Würde und Kraft eines Sakramentes erhoben war, ist sie auch dem bürgerlichen Gewaltbereich entzogen und einzig der kirchlichen Jurisdiktion unterstellt. Die Folgen der Eheschließung allein gehören vor das Forum der bürgerlichen Angelegenheiten, in das Rechtsbereich des Staates. Mehr zu verlangen wird durch den Willen und das Wort Gottes verboten. Der ganze Gesetzentwurf also, welcher die Ehescheidung proklamiert, ist ein Gesetzentwurf gegen das ewige und göttliche Recht, eine offene Beleidigung des höchsten Schöpfers und Gesetzgebers — Gottes! Was dem ehebrecherischen Umgang ziemt, ziemt nimmer dem rechtlichen ehelichen Bunde."

Im Hintergrund zeigte er als Folgen der Annahme dieses Gesetzes den Ruin des sittlichen und staatlichen Lebens — wie immer. Und wie immer begann die Ansprache mit klagenden, elegischen Tönen und schloß mit der Aufforderung zum Gebet um Abwendung des Ehescheidungsgesetzes.

— η Professor Martin Spahn, der Vielberufene, der dem Zentrum zu Liebe nach Straßburg berufen wurde, ist beim Zentrum in Ungnade gefallen. Bisher hatte die Germania, während andere Blätter schärfer urteilten, seine früheren Abweichungen vom rechten Zentrumspfade sehr milde beurteilt. Jetzt ist auch ihr der Geduldsfaden gerissen. Spahn hat sich unverbesserlich gezeigt. Er hat ein Buch geschrieben „Deutschland im 17. Jahrhundert und der große Kurfürst"; er hat seine Auffassung über diese Periode deutscher Geschichte in einem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" — horribile dictu — dargelegt, und er hat dabei ganz schreckliche Dinge gesagt: Luther sei, „ein in seiner Volkstümlichkeit und seelischen Glut einziger Führer"; in der Reformation seien wirksam „tief religiöse, uralte deutsch-christliche Ideen" u. s. w. Das ist der „Germania" denn doch zu viel. Nun hat ihre Nachsicht ein Ende. Sie fällt (294 I) das kategorische Urteil: „Der beste Weg ist immer der gerade, offene. Jedes Liebäugeln und Paktieren mit gegnerischen Anschauungen verdirbt den Charakter."

Mitteilungen des Verlags.

Kirchenheizung: Als eine vorzügliche Heizanlage für Kirchen empfehlen sich Regenerativ-Gaskaminöfen, welche eine ebenso zweckmäßige als angenehme Heizung abgeben, da durch die Nutzbarmachung der strahlenden Wärme vor allem eine Erwärmung der unteren Luftschichten resp. des Fußbodens herbeigeführt wird, wodurch sich die Kirchenbesucher bei verhältnismäßig kühler Lufttemperatur sehr behaglich fühlen. Die jederzeit sofortige Bereitschaft der Wärmequelle, sowie die Möglichkeit, solche zu jeder Zeit wieder abstellen zu können, als auch der Umstand, daß bei einzelnen kirchlichen Anlässen, wie beispielsweise Taufen, Hochzeiten 2c. eine partielle Beheizung des Kirchenraumes, wie etwa nur des Altarraumes durchgeführt werden kann, sind Momente, welche die Gasheizung für Kirchen speziell geeignet erscheinen lassen.

Die Erwärmung der Kirchen geschieht gewöhnlich in der Weise, daß die Öfen je nach Außentemperatur entsprechende Zeit vor Beginn des Gottesdienstes in Betrieb gesetzt werden, sodaß während desselben die gewünschte Temperatur erreicht ist und die Heizapparate entweder kleingestellt oder auch vollständig ausgelöscht werden können.

Die Firma Friedr. Siemens in Dresden, welche zahlreiche Kirchen beheizt hat, liefert die Öfen in für Kirchenheizung speziell geschaffenen Modellen in verschiedenen Stilarten, in einfacher und dekorativer Ausstattung. Kataloge, sowie nähere Auskünfte und Kostenanschläge sind gratis und franko erhältlich.

Bestellungen auf das **„Protestantenblatt"**
nehmen alle ***Buchhandlungen*** *und* ***Postanstalten*** *entgegen.* ***(Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a)*** *Auf Wunsch liefert der unterzeichnete Verleger auch direkt per Kreuzband gegen Rückerstattung des Portos (40 Pfg. pro Quartal). Die bereits erschienenen Nummern werden nachgeliefert.*
Der Abonnementspreis beträgt Mk. 1.50 pro Quartal. *Probe-Nummern zum Zwecke der Verteilung an vermeintliche Interessenten stehen bereitwillig zu Diensten.*
Verlag des „Protestantenblattes"
Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenverein.
Mittwoch, den 22. Januar 1902, abends 7¼ Uhr, im Kaisersaale des Künstlervereins
Vortrag
des Herrn
Dr. Carl Schäfer-Bremen:
Religion und Kunst.
Der von Herrn Pastor prim. Dr. Portig für den 15. Januar 1902 angekündigte Vortrag fällt aus.
Der Vorstand.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. M. 1.25, geb. M. 2.25.
Die Sammlung enthält ca. fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Meine
Hemden sind von No. 3089! (20 Mtr. für 8,70 Mk.) und die
Eltern
verwenden No. 3091! (20 Mtr. für 11,— Mk.) Zwei sehr gediegene Qualitäten! und
kaufen
Sie ebenso reell u. vorteilhaft jede andere Art Wäsche
bei
Gustav Haacke
Riesengebirgs-Versandhaus
Landeshut i. Schl. No. 44.
Preisliste gern zu Diensten.

Original **Siemens** Regenerativ **Kirchen-Gas-Öfen** mit neuesten Verbesserungen. Friedr. Siemens Dresden. A. G.

Gänsefedern wie sie von der Gans kommen 1.50 p. Pfd., aussortirte nur kl. Fed. u. Daunen 2.00, etwas kl. u. dauniger 2.25 (zwisch. dies. 3 Sorten ist hin u. wieder eine graue Fed. vorhanden). **Halbdaunen,** ganz kleine weiße, volldaunige Federchen 2.65, zarter und dauniger 3.00, hochprima, fast Daune, 3.50. **Gerissene Fed.,** grau 1.75, halbweiß 2.50, weiß 2.75, 3.00, 3.50, schneeweiß 4.00, schneeweiß, sehr daunig, 4.50. **Daunen,** halbweiß 3.50, weiß 4.50, hochprima 5.50. **Chinesische Entenfed.** 0.75, 1.00, Halbdaune 1.50, 1.75, Daune 2.50. Die Waare wird von mir in groß. Massen hier direkt an d. Quelle gekauft, und gebe ich dieselbe, nachdem sie in mein. Fabrik saub. gereinigt ist, mit sehr bescheidenem Nutzen weiter. Uebervortheilung ausgeschlossen. Nur absolut ehrenhafte Geschäfte. Garantie: Zurücknahme. Für **Bettstoffe** und fertige **Betten** Preisliste extra.
Krohn, Lehrer a. D., **Alt-Reetz** (Oderbruch).
Fettgänse pr. Pfd. 56 Pfg.

Luhns Seifenfabrik Barmen.
Wasche mit **Luhns** Wasch-Extract.

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Allerhöch. Auszeichn.
Fabrik: **Wilhelm Emmer**
Berlin 219, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Kirchenheizung
best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System; über 1200 Anlagen ausgeführt.
H. von Bötticher, Hamburg VII.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen-Hastedt und Pfarrer Schmeidler, Berlin SW, Friedrichstraße 213.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.